

1979

Fritz Kimm †

Am 5. Mai starb im Allgäuer Lechbruck, wo er auch sein Grab fand, der Maler und

Zeichner Fritz Kimm im 90. Lebensjahr. Ich weiß nicht mehr, wann ich ihn kennenlernte, der wie ich in Kronstadt geboren wurde, freilich acht Jahre vor mir. Es muß bald nach dem Zusammenbruch Österreich-Ungarns im Herbst 1918 gewesen sein, als wir aus dem 1. Weltkrieg heimgekehrten jungen Offiziere in der Sächsischen Bürgergarde zusammen mit den Garden der Madjaren und Rumänen für Ordnung sorgten und Marodeuren ihr Handwerk verleiteten. Oder war es bei Gesprächen der Literaten und Maler in Kronstadt, woraus die Zeitschrift „Das Ziel“ hervorging, die alle Talente des Deutschums des Landes ansog und Kimms Bilder wie meine jungen Verse unter die Leute brachte.

Kurz nachher wurden wir in die Armee der neuen Machthaber, der Rumänen, eingezogen, um mitzuhelfen, den Kommunismus 1919 in Ungarn zu beseitigen. Bald hatten wir Siebenbürger, auch die Westrumänen, den Unterschied zwischen unserer abendländischen Art und der der Ostrumänen kennengelernt, bei denen uns allerlei Korruption und Balkanisches abstieß.

Es vergnügte mich, bei einer Dienstreise, während der Zug in Békéscsaba hielt, Kimm als dortigen Bahnhofskommandanten gerade in der Minute durchs Abteiffenster zu erblicken, als ihn ein kleiner ostrumänischer General schreiend anschnauzte. Oberleutnant Kimm sah mit k.u.k. Offizierslässigkeit auf das parfümierte, gepuderte Männlein herab – tatsächlich, viele dieser Offiziere puderten ihr Gesicht. Kimm gewahrte mich dann, wir winkten uns zu; der General wendete sich wütend um. Ich legte natürlich die Hand an die Mütze. Da fuhr der Zug an.

Später saß ich in Kronstadt an manchem Nachmittag eine Stunde mit Kimm im Café Central. Ich veröffentlichte seine Zeichnungen in meiner Zeitschrift „Klingsor“. Gust Ongyerth und ich verkauften sie in unserem Kunstsalon. Ich bedauerte schon damals, daß er nur wenige Ölgemälde schuf, ungewöhnlich gute Porträts, und sich zuletzt völlig auf die Kohle beschränkte, aber damit wurde er der wohl bedeutendste Zeichner des Südostdeutschums.

Er hatte, am 12. Januar 1890 als Sohn eines Tuchscherers geboren, schon als kleines Kind Menschen und Tiere gezeichnet, niemals Eisenbahnen oder Schiffe; nach dem Besuch des Honterusgymnasiums in Kronstadt erregte er als Schüler der Akademie der Bildenden Künste in Budapest Aufsehen und gewann verschiedene Stipendien und Preise. Da brach der Krieg 1914 aus. Er machte ihn als Frontsoldat mit.

Seine Zeichenkunst „saß“ mit jedem Strich. Er beschränkte sich stets aufs Notwendigste der Motive. Darin glich er dem von ihm verehrten Olaf Gulbransson. Seltsam, daß sowohl er wie dieser geniale Zeichner, die mich beide porträtierten, dabei kein Meisterwerk vollbrachten. Bei Kimm erkannte ich den Grund. Er arbeitete immer mit unsäglicher Anspannung, vor der er sich fürchtete. Ich saß vor ihm. Er schwitzte. Er redete über dies und das, konnte nicht anfangen, und als er sich endlich dazu gezwungen hatte, gelang ihm nur ein Bild, das er selber ablehnte. Es lag wohl

daran, daß sich mein Aussehen bei unserem lebhaften Gespräch ständig änderte.

Was aber Kimm meisterlich vollbrachte, sind seine Bilder aus dem siebenbürgischen Leben: Mütter mit Kindern im Arm, Bauern, Hirten und Pferde. Er leitete lange Zeit ein Gut und Gestüt im Szekler Land. Das Menschliche, Natürliche, Urhafte bannte er aufs Papier, anders als Gulbransson, nicht satirisch, zwar mit ebenso sicherem Strich, doch gläubig, bejahend, verinnerlicht.

Seine Landsleute schätzten ihn sehr; es gab kaum eine gebildete Familie, in deren Heim kein „Kimm“ hing. Nach dem 2. Weltkrieg lebte der Flüchtling erst in Vöcklabruck, nachher in Lechbruck. Zu den frühen Auszeichnungen waren 1931 der rumänische Orden Pentru merite artistice 1. Klasse und 1943 der Hermann-von-Salza-Preis der Stiftung F.V.S., Hamburg, hinzugekommen. 1971 empfing er auch den Siebenbürgisch-Sächsischen Kulturpreis. Eine Auswahl von Wiedergaben seiner Werke brachte der Verlag Hans Meschendorfer in München heraus und 1964 der Verlag des Südostdeutschen Kultur-

werkes. Die Einleitung zu beiden Büchern schrieb Dr. Hans Wühr.

In den letzten Jahren lastete das Alter schwer auf Kimm. Als ich ihn vor etlicher Zeit zum letztenmal sah, ging er in sich gekehrt durch eine Straße Lechbrucks. Ich, sein Freund, wagte nicht, ihn anzusprechen. Ich hatte das Gefühl, es würde ihn stören oder verwirren. Der große Zeichner, der früher alles, was ihm begegnete, sofort scharf ins Auge faßte und durchschaute, erkannte mich nicht, den er sonst immer laut begrüßt hatte. Er war, wie ich spürte, schon entrückt.

kleine
✓ Skop

Südostdeutsche Vierteljahrshefte,
München 1979 Seite 201/202

Dem in den letzten Jahrzehnten bekanntesten und fruchtbarsten Architekten der Siebenbürger Sachsen Robert Kisch war es nie vergönnt, in seiner Heimat zu bauen. Er schuf dafür in Deutschland zahlreiche wohlgelungene Gebäude. Seinen guten Ruf verdankte er dem Erweiterungsbau der Reichskanzlei in der Wilhelmstraße in Berlin, der schwierigen, von ihm gemeisterten Aufgabe, zwischen das 1739 errichtete Rokokoschloß der späteren Reichskanzlei und das renaissancehafte Borsigpalais der Gründerjahre ein großes Haus zu setzen, das die beiden stilistisch verschiedenen Nachbarn künstlerisch überzeugend verband.

Auch bei den Stadtbauplänen für Berlin wirkte Kisch erfolgreich mit. Die durch Verlegung der Kavallerieschule von Hannover nach Potsdam nötigen Bauten wurden ihm anvertraut. Das war ein riesiges Projekt mit Dutzenden von Ställen, Kasernen, Verwaltungs- und Offiziershäusern, geradezu die Errichtung einer Kleinstadt.

Solche in der Presse oft gelobten Leistungen zogen stets andere Aufträge nach sich. Kisch schuf Banken, Schulen, private und öffentliche Gebäude. Alles aufzuzählen ist unmöglich. Als der 2. Weltkrieg ausbrach, war er einer der wichtigsten Architekten des Reiches, und daß er nach 1945 — nun nicht mehr in Berlin, sondern in Wuppertal — sein Werk fortzusetzen vermochte, bestätigte aufs neue seine Begabung und Tüchtigkeit.

Er, der in Hermannstadt am 18. März 1897 Geborene, starb durch Herzversagen am 16. Juli 1977 in Wuppertal. Als ich es fernmündlich von seiner Frau Jutta erfuhr, war ich nicht überrascht, obwohl es mich ins Herz traf; wenige Tage vorher hatte er mir von einem eben erlittenen argen Schwächeanfall berichtet. Dadurch auf schlimmere Nachrichten gefaßt, war ich in Gedanken oft bei ihm, dem man vor etlichen Jahren infolge einer Aderverstopfung ein halbes Bein hatte abtrennen müssen, für ihn, den Beweglichen und Leidenschaftlichen, eine maßlose Qual.

Ich habe ihn, den ehemals drahtigen, stürmischen, an jedem Ereignis geradezu wild Anteil nehmenden Mann, der auch Freunden gegenüber manchmal ungerecht sein konnte, seit unserer Jugend geschätzt und ihn zuletzt bewundert, als er trotz seinen körperlichen Leiden, die auch sein Sehvermögen minderten, geistigen Fragen unverändert kraftvoll und erlebnisfähig zugewendet blieb und an den Kläglichkeiten der deutschen Gegenwart wie ehemals heftig litt.

Er gehörte zu meiner Jugendgeneration, die in Schlachten, also in der blutigen Wirklichkeit, aufgewachsen war. Ohne daß wir darüber viel sprachen, wußten wir genau, wer von uns Pulver gerochen hatte. Robert Kisch war auch hierin bewährt. Im 2. Weltkrieg trug er die deutsche Hauptmannsuniform.

Als ich meinen Roman „Zwischen Grenzen und Zeiten“ schrieb, schickte er mir Tagebuchseiten mit der Schilderung seiner Erlebnisse im Feldzug 1916 gegen Rumänien. Etliche Szenen daraus verwendete ich in der vom Stil des Buches geforderten Abwandlung, was Kisch nach anfänglichem Sträuben gut hieß.

Daß er sich sträubte — ja, das geschah nicht selten bei ihm. Ich lernte es, dabei fröhlich standzuhalten. Und so wurde mir

dieser Baumeister mit dem lodernden Feuer in der Seele immer mehr zum Freunde. Seine Bauten gediehen wohl so vortrefflich, weil er bei jedem sich an der Kanten seines Wesens wund rieb und dadurch erst die gültige Form fand — ein mir vertrauter schöpferischer Vorgang.

Als er nicht mehr bauen konnte, begann er zu schreiben, und da er wie jeder Künstler seine Grenzen kannte, bat er mich, seine Sätze in die rechte Sprachform umzuschmelzen. Ich tat es gern.

Was er als Architekt errichtete, gilt, ob der Krieg es verschonte oder nicht. Was er als Geschichtskundler verfaßte, verdient Beifall, seinen letzten Aufsatz bringt dieses Heft. Und jetzt sehe ich ihm nach, dem Entschwundenen, mit dem Gefühl der Verarmung. Wenn es aber ein Jenseits des Wiedersehens gibt, wird der mir von ihm kredenzte Nektar nicht schlechter schmecken als die guten Weine, die wir gemeinsam auf Erden tranken. Heinrich Zillich.

Süßbrunnende Fische -
Johann Kisch, München.
1977, Seite 290-291

ikgs

Kleine Schrift